

Nr. 116. Bromberg, den 24. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

Urheberrechtsschutz für (Copyright) by Georg Müller Verlag A. G. in München 1929.

20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

V.

Da stand das Ungeheuer, das Knut Lindström erschreckt und Tobias einen Beweis für das Vorhandensein des Meermanns geliefert hatte.

Und der Meermann war Ingenieur Colt in amerikanischer Tauchertracht. Erik merkte, daß Wallion keineswegs überrascht war, und er selbst war auch nicht verwundert, denn seitdem er auf dem Meeresgrunde jene Fußspuren verfolgt hatte, war ihm ein Gedanke gekommen, den er jetzt nur bestätigt sah.

„Willst du heute abend ein Seil mitnehmen?" fragte Drakenborch.

„Sechshundert Meter weit?" entgegnete Colt ungeduldig. „Ich bin doch keine Spindel. Eine so lange Leine hab' ich überhaupt gar nicht, und ich werde schon so fertig werden. Nach der Kajüte bin ich ja auch ohne Seil hinübergelangt."

„Na," bemerkte Drakenborch, „ich wollte dich nur daran erinnern, daß wir dich nicht heimholen können, falls du den Rückweg verfehlst. Und an welcher Stelle im Granittor das Schiff liegt, weißt du ebensowenig wie ich."

„Ist es dir lieber, wenn ich nicht hingehe? Wenn du's für unnötig hältst, so sag' es offen!"

„Nein, nein, Dio mio! Ich hab' ja gar nichts gesagt!"

„Wenn du nicht so eigensinnig an diese Schiffbruchsgeschichte geglaubt hättest, wär' die Sache längst erledigt", knurrte Colt.

Er betastete die Kautschukbojen unter den Ellbogen, die im Notfall aus einem Behälter mit Luft gefüllt werden konnten, um den Taucher empor schwimmen zu lassen. Im Gürtel steckte ein Messer, und der Mulatte schnallte die schwere Lampe an seiner Hüfte fest.

„Komm bald zurück!" sagte Drakenborch.

Colt starrte ihn eine Weile an, schloß dann das Ventil und stieg ins Wasser hinab. Neben dem Badehaus senkte sich der Strand glatt abwärts. Auf der andern Seite lag das Motorboot wie ein Schirm gegen neugierige Augen, und ein paar Erlen beschatteten das Ufer. Jetzt verschwand der Kopf des Tauchers unterm Wasser, einige Luftblasen tauchten auf, und im nächsten Augenblick erglänzte ein grünlicher Lichtschein unterm Wasser, glitt weiter und verschwand.

Napoleon setzte sich nieder und gähnte. Drakenborch rauchte Zigaretten, ging nach der Veranda hinauf, kehrte zurück, ging wieder zum Hause hinauf und kam nach einiger Zeit wieder.

Es währte eine Stunde, bis Colt zurückkehrte.

VI.

Ein grünlicher Schleier blinkte unterm Motorboot, Luftblasen stiegen auf, und der Meermann erhob sich aus der Tiefe. Mit schleppenden Schritten kam der Taucher herauf, setzte sich am Schuppen nieder und deutete auf seinen Helm.

Der Mulatte befreite ihn davon.

„Ich hatte recht", sagte Colt. „Das Wrack liegt im Granittor."

Drakenborch ließ seine Zigarette fallen. „Und du warst an Bord?" flüsterte er atemlos.

„Nein. Es hat sich gespalten, und das Deck ist eingefallen. Um etwas ausrichten zu können, brauche ich Brecheisen und Axt. Wie lange war ich unten?"

„Eine Stunde . . ." Der Kubaner stotterte vor Habgier und Eifer.

„Du gehst doch gleich wieder hin, was? Poleon, gib ihm eine Axt und ein Brecheisen!"

„Nein, nimm mir den Kram ab. Für heute hab' ich genug."

„Was?! Du willst nicht wieder hin?"

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich's tue", sagte Colt. „Denkst du, daß ich da unten gelustwandelt bin und Blumen gepflückt habe? Ich bin müde."

„Aber die andern! Sie werden uns zuvorkommen."

„Das bezweifle ich."

„Bist du sicher, daß es Briesmans Schiff ist?"

„Etwas Geschriebenes stand nicht dran, aber es ist mindestens ein paar Jahrhunderte alt."

„Könntest du nicht ausruhen und dann noch einen Versuch machen?"

„Begnüge dich damit, daß ich das Wrack gefunden habe. Geh zu Bett und träume davon! Ich habe andere Sachen zu bedenken."

Der Mulatte befreite ihn von dem Tauchapparat, verwahrte alles im Schuppen, schloß ihn zu und folgte den beiden zum Hause hinauf.

Wallion und Erik warteten, bis alles still war, bevor sie aufstanden.

„Eine unbequeme, aber lohnende Abendstunde", sagte der Journalist und reckte die Arme. „Colt hat das Wrack vor uns erreicht, aber unglücklicherweise wird es weder er noch Drakenborch sein, der den letzten Akt in Szene setzt. Laß uns nun vorher ein wenig ruhen."

Erik segelt durchs Granittor.

I.

Am Sonntag saßen Reynold und Wallion eifrig redend in der Bibliothek, als Erik kurz nach sieben herunterkam. Märta hatte die beiden Spione am Abend zuvor erwartet und ihren Bericht entgegengenommen, aber für den alten Herrn bedeutete er eine vollkommene Überraschung. Er war geradezu sprachlos, und dabei saß Wallion ihm so ruhig gegenüber!

„Erik, wir müssen Seburg sofort sagen, daß er den Prahm hinbringt", rief er seinem Sohn entgegen. „Es handelt sich um Minuten. Womöglich ist Colt schon da!"

„Wenn Sie Vertrauen zu mir haben, so möchte ich bitten, noch einige Stunden damit zu warten", sagte Wallion. „Es gibt gute Gründe dafür, die Leute auf Hamra eben jetzt nicht durch so etwas zu beunruhigen. Wenn sie den Prahm nach dem Granittor steuern sehen, ist es unberechenbar, was das zur Folge haben kann. Es genügt, wenn der Schuppen, wo Colt sein Taucherzeug verwahrt, beobachtet wird. Man braucht ja sogar nur zu beachten, ob verräterische Blasen aus dem Wasser aufsteigen."

„Wie schlau er sich die Sage vom Meermann zunutze gemacht hat!" bemerkte Erik.

„Ja, und bei der Sitzung in der Kajüte hat er sicherlich damit gerechnet, daß der Meermann auftrat", meinte Wallion. „Sie mußten ja dadurch in Ihrem Glauben an den Spiritismus bestärkt werden, Herr Reynold."

„Aber — jene Gestalt im Wasser? Colt saß doch mit uns am Tisch!“ wandte Reynold ein.

„Freilich. Aber der Mulatte nicht. Der trat als Briesmans Geist auf, und alles war genau auf die Minute ausgerechnet. Als der Tisch gegen die Wand geschleudert wurde, stieß der Mulatte verabredeterweise seinen gellenden Schrei aus.“

„Herrgott, wie einfach klingt das und war dennoch alles nur Spiegelfechterei!“

Wallion gab Erik einen Wink und verließ das Zimmer.

„Ich muß zur rechten Zeit am Telephon sein und fahre daher jetzt ab“, sagte der draußen. „Sorg' dafür, daß Seburg scharfen Ausguck hält. Du kannst ihm ja im Vertrauen mitteilen, daß sie ans Wrack heran wollen und Colt eine Taucherkracht besitzt. Eigentlich wollte ich deinem Vater sagen, daß Colt morgen verhaftet werden wird, tat es aber doch nicht, weil ich mir überlegte, er könnte Fragen stellen, die schwer zu beantworten wären.“

„Und ich? Willst du mich nicht mitnehmen?“

Der Journalist dachte einen Augenblick nach. „Nein, es wird besser sein, daß du hier bleibst. Du kannst mit deiner Kusine mit mir zur Brücke hinabgehen, und da werde ich mich feierlich verabschieden. Sie werden uns von Hamra aus beobachten und annehmen, daß ich endgültig abreise. Heute abend zwischen zehn und elf komme ich dann wieder. Und laß die Leute auf Hamra ja nicht ahnen, daß hier irgend etwas Besonderes vorgeht.“

Als die drei zum Strand hinuntergingen — Erik, offenbar bedrückt, und Märta blaß und besorgt —, sagte Wallion: „Übrigens, im Gegensatz zu der zweiten, war die erste Séance nicht bloßer Unfug. Der Tisch buchstabierte doch die Silbe Del?“

„Ah — Delplace?“ rief Erik aus.

„Ja, und die Silbe beunruhigte unsere Freunde ungemein. So etwas kann beim Tischrücken vorkommen: Colt konnte innerlich nicht von dem Namen Delplace loskommen, und so brach er sich gegen seinen Willen Bahn. Aber das wird wohl das einzige Echte an dem Gaukelspiel gewesen sein. Gegen den echten Spiritismus sage ich kein Wort, aber der falsche muß energisch bekämpft werden. Doch lassen Sie uns jetzt auf möglichst offizielle Weise Abschied nehmen!“

Er sagte Märta mit größter Artigkeit Lebewohl und schüttelte Erik dann mehrmals die Hand.

„Sehen Sie nicht hin“, bemerkte er lächelnd. „Freund Drakenborch steht auf der Brücke und genießt das Schauspiel.“

Wie ein Pfeil schoß das Rennboot von dannen.

II.

Seburg war höchst verwundert über Eriks vertrauliche Mitteilung.

„Na, ich werde die Augen schon offenhalten“, sagte er. „Und eine amerikanische Taucherkracht hat der Kerl? Aber lieber würde ich Johnson sofort in dem Granittor niedergehen lassen.“

Wallion hatte jedoch gesagt, zwischen zehn und zwölf. Und jetzt war es erst acht. Also noch zwei Stunden unerträglicher Gespanntheit! Unruhig wanderte Erik hin und her, als ihm plötzlich sein Segelboot einfiel. Ja, auf die Art würde die Zeit schneller vergehen, und in Hamra würden sie überdies denken, daß alles in Ordnung sei, wenn sie ihn vorübersegeln sahen.

Der Wind blies noch nach Osten, und die Sonne leuchtete am blauen Himmel. Erik kreuzte durch den Sund. Als er an Hamra vorüber kam, stand der Mulatte neben der Garage unter den Fäumen und beobachtete ihn. Nach einer Stunde hatte er die äußeren Klippen erreicht und legte dort in Lee der rauhen Felsblöcke an, die so vielen Schiffen zum Verderben geworden waren. An dieser Stelle war auch das „Reichsschiff“ gestrandet, dessen Kajüte auf Jägarö stand.

Er badete, streckte sich auf einem Sandhügel aus und starrte zu den jetzt herantreibenden Wolken empor. Dann zog er sich an und sah nach der Uhr. Halb zehn! Bei diesem Wind mußte er in knapp zwanzig Minuten zurück sein.

Plötzlich vernahm er ein bekanntes Geräusch. Ein Steven glitt hinter den Klippen hervor — ein Motorboot. — Jetzt lag es still, und ein Mann lehnte sich mit untergeschlagenen Armen auf den Bootsrand.

Es war Colt.

„Was machst du hier?“ fragte Colt kühl.

„Welch' eine überflüssige Frage bei solch herrlichem Segelwetter!“ entgegnete Erik gelassen, obwohl er sofort erriet, daß man ihn unablässig beobachtet und seine Segelfahrt auf Hamra eine ganz andere Wirkung ausgeübt haben mußte, als er gedacht hatte.

Colt starrte ihn unverwandt mit seinen schwarzen Augen an. „Du langweilst dich wohl, nachdem der scharfsinnige Dr. Mauritz abgereist ist, wie Drakenborch mir erzählte. Und unsere Freundschaft hat sich anscheinend abgekühlt.“

„Wundert dich das?“

„Nein, aber es ist komisch, daß wir zwei, die doch allen Grund haben, fest zusammenzuhalten, uns so benehmen.“

„Du bist doch wohl nicht hergekommen, um mir das zu sagen? Was willst du eigentlich?“

„Hast du Dr. Mauritz irgend etwas über — na, z. B. über jenen unglückseligen Degenstoß anvertraut?“

„Dr. Mauritz? Nein, gewiß nicht!“

„Und auch niemand anders? Du schüttelst den Kopf? Dann ist dein Gewissen wohl eingeschlummert — oder deine Vernunft erwacht?“

Erik schwieg.

Colt blickte übers Meer nach Jägarö hinüber. Das Granittor nahm sich von hier aus gesehen wie ein Messerschnitt aus, der den kleineren Teil kaum vom andern trennte.

„Ich denke mir, daß die Polizei hier bald erscheinen wird“, begann Colt wieder. „Was denkst du dann zu sagen?“

„Die Wahrheit.“

„Schlimm für dich! Aber deine Wahrheitsliebe ist lobenswert. Vor mir brauchst du dich auch nicht zu fürchten, denn ich werde nicht einmal als Zeuge auftreten.“

„Fürchten?“ Erik geriet in rasende Wut. „Um mich brauchst du dir gar keine Sorgen zu machen. Dir wird es schon schwer genug werden, deine eigene Angelegenheit aufzuklären.“

„Zum Beispiel? —“

„Nun, erstens, weshalb du am Hotel umkehrtest und nach einer unbewohnten Villa fuhrst, deren Besitzer du nicht kanntest? Und zweitens: was machst du auf Jägarö? Das Nachtgewand, das du im Schuppen auf Hamra verwahrst, wird die Polizei ungemein interessieren, wenn sie hinkommt, mein lieber Colt!“

„Ach so, du weißt es?“ Colts Stimme klang mit einemmal ganz anders. „Hm, du hast es also erraten?“

Ich habe einen Fehler begangen, dachte Erik und wurde plötzlich wieder kühl.

„Es war nicht schwer auszurechnen, wer die Rolle des Meermanns spielte und sich für das Wrack interessierte. Ich habe zwei Augen im Kopf.“

„So?“ Colt sprach ganz langsam und versonnen. Es war, als ob er einen Entschluß faßte. „Du hast die Sache durchschaut? Nur ein wenig zu spät, mein Freund, ein wenig zu spät.“ Er beugte sich über den Motor und lachte laut auf. Dann erhob er sich.

„Ich habe keine Zeit mehr. Kam nur her, um dir Lebewohl zu sagen. Die Sache ist ganz einfach. Das Wrack ist aufgefunden — von mir: Maximilian Colt. Und heute in der Frühe hab' ich heraufgeholt, was Seburg nicht zu finden vermochte — den Schatz, Brüderchen!“

Er setzte das Boot in Gang und hob grüßend die Hand. „Hab' leider keine Zeit mehr. Eh' du nach Hause kommst, bin ich über alle Berge. Fahr' wohl, Erik Reynold!“

Der Propeller wirbelte weißen Schaum auf. Die kleine Schraube erhöhte die Fahrtgeschwindigkeit. Im Nu hatte Erik das Segelboot im Gang und lenzte mit hart gespanntem Segel vorm Winde. Colt steuerte schnurgerade auf Jägarö zu, und Erik nahm an, daß er die Absicht hatte, die Beute abzuholen, um seine Flucht dann entweder im Motorboot oder im Auto fortzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Indiens Fakire.

Freiwillig gewählte Folterqualen. — Ein Knabe wird zerstückelt. — Ein lebendes Herz, das nicht schlägt. — Eine Palme wächst aus dem Nichts. — Der Feuerläufer.

Von Leo Barth.

Indien modernisiert sich in raschem Tempo, der Zauber des Orients schwindet dahin. In dem Millionenreich gibt es aber gewisse Sitten, denen der Geist des 20. Jahrhunderts nichts anhaben kann. Auch noch heute fristen in diesem Wunderlande Tausende und Abertausende Fakire ihr kümmerliches Dasein, die ebenso leben, ebenso leiden und ebenso verehrt werden, wie vor uralten Zeiten.

In Europa erfreuen sich die Fakire eines nicht besonders guten Rufes. Allzuviel Fakire wurden als Gaukler entlarvt. Man darf aber nicht verallgemeinern; denn Indiens Fakire, die echten, bleiben uns unergründliche Wunder.

Die Fakire, auch Derwische genannt, sind mohammedanische Büßer. Sie dürfen nicht verwechselt werden mit den vielen Gauklern und Schlangenbeschwörern, die in Indien scharenweise herumziehen und mit diesen Fakir-Bettlern nichts Gemeinsames haben.

Schon der Knabe muß, wenn er zum Fakirberuf auserkoren wird, eine harte Schule durchmachen. Das Kind schickt man für einige Tage ganz allein in die Dschungel, läßt es lange Zeit hindurch hungern, peitscht es aus, damit sein Körper gegen die Peitschenhiebe unempfindlich werde. Und auch der Jüngling, durchdrungen von seiner künftigen Mission, ist bestrebt, allerlei Mittel und Wege zu ersinnen, sich zu quälen und zu peinigen. Dann, in den späteren Jahren, lernt er die Kunst der Suggestion und der Hypnose. Seine ersten Versuche macht er an Affen und giftigen Schlangen. Die Jünglinge müssen es soweit bringen, daß sie durch Selbsthypnose in einen Zustand versetzt werden, daß sie selbst auf einem Nagelbrett ohne Schmerzempfindung liegen können. Etwa dreißig Jahre dauert es, bis die Fakire dies alles erlernen. Nun sind sie aber wahre Meister und üben auf ihre Umgebung ungeheure Wirkung aus.

Viele dieser Experimente können wir heute bereits erklären, wenn auch nicht selber durchführen. Sie beruhen auf Suggestion und Hypnose. Doch es gibt auch solche, die selbst unter Zuhilfenahme dieser Mittel nicht zu erklären sind, die heute noch wie ein Wunder wirken. Eines der berühmtesten Fakirkunststücke ist das Experiment mit dem Strick, die Zerstückelung eines Knaben. Die Zuschauer werden zuerst in Trancezustand versetzt. Dann nimmt der eine Fakir den Strick und wirft ihn in die Luft. Der Strick bleibt scheinbar hängen. Ein Knabe klettert nun an diesem imaginären Strick in die Höhe und verschwindet in der Luft. Ein anderer Fakir, mit dem Messer in der Hand, klettert ihm nach und verschwindet auch. Plötzlich beginnt der Knabe zu schreien und zu jammern . Und jetzt geschieht das Unfaßbare. Das Publikum sieht mit Schaudern, wie die einzelnen blutigen Körperteile des Knaben zu Boden fallen. Nun kommt auch der verschwundene Fakir zum Vorschein, sammelt die einzelnen Körperteile, bedeckt sie mit einem Tuch, und einige Minuten später kommt der zerstückelte Knabe unverletzt zum Vorschein.

Daß dies alles auf Sugestion beruht, beweist am besten der Trick mit dem Wachsen der Palme. Einige Samenkörner werden in ein Häufchen Erde gelegt, diese mit einem Tuch zugedeckt und dann beginnt die Palme zu wachsen. Jede 10 Minuten lüftet der Fakir die Hülle und die Palme wächst zusehends. Es vergeht kaum eine halbe Stunde, die Palme ist schon meterhoch. Das Publikum steht neben ihr, kann sie berühren und ist fest überzeugt davon, daß es tatsächlich eine Palme vor sich habe. Und dies ist dennoch nicht der Fall. Die Linse des Photographieapparates hat es bewiesen. Einmal wollte ein Gelehrter das Gewächs auf die Platte bannen. Er photographierte und bei der Entwicklung der Platte stellte es sich heraus, daß hier nur eine Massensuggestion vorliegt, denn die Palme war auf der Platte trotz mehrmaliger Aufnahmen nicht sichtbar.

Asamava Guru Parakamsa, ein brahmanischer Geistlicher, ein Mahatma, war imstande, 30 Augenblicke lang das Schlagen seines Herzens auszusetzen. Er erklärte, daß er diese Kunst durch ein zwanzig Jahre lang dauerndes Training, durch die „hata-yoga" erreicht habe. Guru Parakſama hatte, als er eines Tages von Indien nach Oxford kam, auf einmal nicht weniger als acht Gelehrte, darunter den berühmten Geographen Larisch, in den Bann seiner Suggestion gezogen. Der Mahatma saß auf seinem Polster. Um ihn herum die acht Herren. Diese sollten starr auf ihn blicken und sich nur dann bewegen, wenn er die Erlaubnis gab. Etwa zehn Minuten vergingen. Die Augen der Acht tränten schon, als plötzlich der Mahatma verschwand. Auf dem Polster saß niemand mehr. Und einige Augenblicke später öffnete sich die Tür und Guru Parakamsa trat herein. Er gab auch eine Erklärung für dieses sonderbare Geschehen. Er war überhaupt nicht im Zimmer anwesend. Sein Wille beherrschte aber die ganze Gesellschaft, und dieser Wille war es, der ihnen vortäuschte, daß er auf dem Polster saß.

Schier unerklärlich ist aber das Experiment des Feuerlaufens, das manche Fakire durchführen können. Im Freien wird aus Holz und trockenen Blättern ein mächtiges Feuer angeschürt. Der Fakir, barfuß, nur mit einem Lendentuch bekleidet, begibt sich ins Feuer, schiebt mit seinen Händen die brennenden Holzstücke beiseite, setzt seinen Körper minutenlang der Wirkung der Flammen aus, ohne daß er auch nur die kleinste Brandwunde erleidet. Oftmals kam es vor, daß Europäer Zeugen dieses Feuerlaufens waren. Sie untersuchten eingehend den Körper des Fakirs, ob dieser nicht etwa besonders dafür präpariert sei. Sie konnten nichts dergleichen entdecken. Sie überzeugten sich auch davon, daß der Holzstoß brannte und daß hier keine Sinnestäuschung vorlag. Sie hielten allerlei brennbare Gegenstände in die Flammen und diese verbrannten auch. Ja, als einer der Zuschauer dem Feuer zu nahe kam, wurde er von den Flammen ergriffen und erlitt Brandwunden, die auch noch Tage später sichtbar waren. Und der Fakir ging durch das Feuer.

Mit Hypnose allein läßt sich dieser Fall nicht erklären; denn die Brandwunden wurden auch von solchen Menschen festgestellt, die den Fakir nie in ihrem Leben gesehen haben. Und trotzdem, eine natürliche Erklärung für dieses Wunder wird auch noch erfolgen. Fest steht nur eins, die Fakire beherrschen ihren Körper in solchem Maße, daß sie ihn sozusagen ganz ausschalten und auf diese Weise Wunder vollführen können, die für uns eben Wunder bleiben müssen.

Lustiger Aberglaube.

Krötensteine gegen Pestilenz. — Ein unfehlbares Mittel gegen den Durst. — Der Cabot als Wetterprophet.

Von Herbert Schmitt-Carlén.

So aufgeklärt unsere Zeit auch zu sein glaubt, es haben sich in ihr doch noch starke Reste von Aberglauben erhalten. Besonders bei Sportarten, die mit einer gewissen Gefährlichkeit verbunden sind, findet sich der Gebrauch glückbringender Maskotten und Amulette. Es gibt kaum einen Flieger, der nicht ein solches Amulett trägt oder ein Tier als Glücksbringer an Bord mit sich führt; auch in vielen Kraftwagen baumelt ein groteske Puppe, um Unfälle zu verhüten.

Der Gebrauch glückbringender Amulette ist schon sehr alt. Früher waren hierfür besonders bestimmte Steine beliebt, aber eigenartigerweise weder Edel- noch Halbedelsteine, sondern solche tierischer Herkunft. In hohem Ansehen stand der sogenannte Krötenstein oder Crapaudine, der als besonders wundertätig galt. Große Summen wurden wegen seiner merkwürdigen Eigenschaften für ihn bezahlt. Wer ihn am linken Arm trug, war gegen Feuersbrunst und Schiffsuntergang gesichert; am Hals getragen schützte er vor Pest und Hungersnot. Er war verhältnismäßig leicht zu beschaffen. Eine auf ein rotes Tuch gesetzte Kröte pflegte den Stein aus lauter Übermut „aus dem Kopf zu werfen", wie ein mittelalterlicher Chronist berichtet. Doch galt es schnell zugreifen, da das Tier den Wunderstein sonst wieder verschluckte.

Rotes Tuch scheint auch auf andere Glückssteine liefernde Tiere große Anziehungskraft gehabt zu haben. Schon Philostrat von Sparta beschreibt, wie man den als sehr zauberkräftig geltenden Schlangenstein erlangen konnte. Es war ein hellfarbiger Stein, der Blinde wieder sehend und alles Gift unschädlich machte. Sein Besitzer wurde mutig und unwiderstehlich, vor allem gegenüber dem anderen Geschlecht. Hatte man eine Schlange aufgespürt, so brauchte man nur ein scharlachfarbenes Tuch vor ihrem Unterschlupf auszubreiten. Auf einige leise gemurmelte Worte, die der kluge Philostrat leider zu überliefern vergessen hat, kroch die Schlange auf das Tuch und schlief ein. Man brauchte ihr dann nur den Kopf abzuschneiden und den Stein heraus zu holen.

In der Schädelhöhle einer arabischen Ziegenart fand sich der Bezoar, ein angeblich unfehlbares Mittel gegen Gift und Pestilenz. Kaiser Karl V. besaß ihrer nicht weniger als vier, auch Königin Elisabeth von England führte stets einen Bezoar in goldener Dose mit sich. Ein Stein aus dem Gehirn eines Geiers verbürgte dem glücklichen Besitzer Erfolg in allen Unternehmungen, während der vom Adler stammende reich machte. Die Adlersteine waren von roter Farbe und konnten, wenn man Glück hatte, im Neste dieses Vogels gefunden werden.

Auch die Schildkröte trug nach altem Glauben in ihrem Gehirn derartige Steine, welche die bewundernswerte Eigenschaft besaßen, eine Feuersbrunst zu löschen. Doch vergißt auch hier die Überlieferung zu sagen, wie dies Ergebnis erzielt wurde. Ebenso konnte man durch diese Steine zum Hellseher werden. Es war dazu nur nötig, einen Schildkrötenstein 14 Tage lang hintereinander von Sonnenaufgang bis -untergang unter der Zunge zu tragen. Der vom Fische stammende Cabot verlieh die Gabe, das Wetter vorhersagen zu können. Bedauerlicherweise scheinen diese nützlichen Steine heute nicht mehr bekannt zu sein. Glückbringend wirkte der Schwalbenstein, den man in schwarzer oder roter Farbe kannte; man trug ihn, in ein Stückchen gelbes Leinen mit etwas Kalbshaut darüber gehüllt, am linken Handgelenk. Als angebliches Mittel gegen Gicht galt der Stein von einer Hyäne.

Auch der Hahn trug zuweilen in seinem Kopfe derartige Wundersteine. Man erkannte das daran, daß die betreffenden Tiere niemals tranken. Wer einen Hahnenstein in seinem Besitz hatte, bekam keinen Durst und konnte sich obendrein nach Belieben unsichtbar machen, vorausgesetzt, daß er den Stein in einem eisernen Ring trug. Die gleiche Eigenschaft besaß der Rabenstein, der allerdings schwer zu erlangen war. Er fand sich nur in Neu-Vorpommern bei mehr

als hundertjährigen Raben. Hatte man das Nest eines solchen gefunden, so mußte man eines der Jungen töten und dabei vierundzwanzig Stunden sitzen bleiben. Dann kam der alte Rabe, um das Junge wieder zum Leben zu erwecken, mit dem Steine herbei geflogen, und mit einiger List konnte man sich seiner bemächtigen.

Sehr vielseitig war der Galaktides, der dem erwähnten Philostrat zufolge von einem nicht näher bezeichneten arabischen Vogel stammte und vielfältige wunderbare Eigenschaften besaß. Mit ihm konnte man Geister beschwören; er versetzte in gute Laune, legte Streitigkeiten bei und stillte Zahnschmerzen. Leider wurde er vielfach gefälscht. Doch gab es eine Probe auf seine Echtheit: man brauchte nur völlig entkleidet sich von Kopf bis zu Fuß mit Honig einzureiben und, mit dem Stein um den Hals, den Stichen der Fliegen, Wespen und Bienen auszusetzen. Handelte es sich um einen echten Stein, so taten die Tiere einem nichts, andernfalls war das Ergebnis weniger erfreulich. Ob diese Probe auf die Echtheit oft angestellt wurde, darf man wohl bezweifeln.

Noch viele andere Tiere — wie Katze, Schnecke, Wiedehopf — lieferten dem Volksglauben zufolge derartige Zaubersteine mit den seltsamsten Eigenschaften. Der ernsthaft veranlagte Mensch unserer Zeit lächelt darüber; aber unsere Vorfahren waren anderer Meinung, sonst wäre ein derartiger Aberglaube nicht so stark verbreitet gewesen.

Der Tell-Schuß.

Skizze von **Mathilde v. Leinburg.**

„Fünf!"

Nun war auch der fünfte Ball verschleudert und wieder nichts gewonnen! Der Girgel brachte es eben nicht zusammen, die Bälle gerade mitten hinein in die vibrierenden Glasschalen zu werfen, wie es in der Wurfbude vorgeschrieben war. Ja, hätte er sein Glück in der Schießbude versuchen können — im Schießen war ihm keiner über, trotz seiner erst achtzehn Jahre. Aber die Schießbude stand weit abseits, und der Girgel wollte sich unbedingt neben dem abenteuerlichen Zelt des „Schreckens der Lüfte, Amazonas, der unfehlbarste Schütze der Neuen Welt" aufhalten, um *sie* zu sehen! Sie, die schöne Dona Ines, mit dem unter breitkrempigem Hut lang herabwallenden, kohlschwarzen Seidenhaar, wie der Girgel solches nur auf Bildern, doch nie in Wirklichkeit bei einer Frau gesehen hatte. Wievielen Vorstellungen war der Verliebte schon im Zelte drinnen mit heißen Augen gefolgt, gefesselt von der fabelhaften Treffsicherheit des südamerikanischen Kunstschützen, gebannt noch mehr von den stolzen, hoheitsvollen Bewegungen von Amazonas' todernster Gattin. Er war aber schon so oft dagewesen, daß sie ihn schon alle kannten; — aber nicht herbei wünschten. Das merkte der Girgel ganz deutlich.

War Amazonas eifersüchtig? Las er aus Girgels leidenschaftlichen Blicken mehr Begeisterung für Dona Ines' dunkle Schönheit als Bewunderung für seine eigenen Schießkunststücke? Oder war Amazonas mißtrauisch, daß man ihm seine Kunsttricks abschauen wolle? Denn Schwindel mußte hierbei im Spiele sein, davon war der selbst so schießtüchtige angehende Jagdgehilfe vollkommen überzeugt. Vor allem aber Rodrigo, Amazonas wildwesthaft kostümierter Diener, äußerte seinen Haß ganz offen, warf Girgel hämische Blicke zu und suchte ihm auf jede Weise den Aufenthalt im Zelt zu verekeln. Hatte wohl auch Grund dazu, denn einmal sah Girgel es beim Lichtstrahl in seiner Hand wie einen Spiegel aufblitzen, den er dem mit dem Rücken gegen das Ziel stehenden Schießvirtuosen vorhielt. Selbst Dona Ines, die des jungen Burschen offensichtliche Verehrung anfangs mit geschmeicheltem Lächeln quittiert hatte, strafte ihn nun mit finsteren Blicken, als wüßte sie bereits, daß er in die Unfehlbarkeit ihres Amazonas Zweifel setzte; oder fürchtete sie etwa, Girgel wolle sich unterfangen, diesen teuflichen Zauberkünsten auf die Spur zu kommen?

So stand der Girgel also lieber außen vor dem Zelt, bescheiden zur Seite gedrückt, vom auf und abwogenden Sonntagnachmittagspublikum hin- und hergeschoben. Von Zeit zu Zeit versuchte er sich mit dem Bälleschleudern vor der Nebenbude, um nicht so ganz untätig dazustehen, und wartete geduldig darauf, bis die Angeschmachtete wieder auf dem Podium vor dem Zeltvorhang erschien, um das Eintrittsgeld der durch ihre fremdländische Schönheit angelockten Besucher in der mit Schlangenhaut bezogenen Kassette in Empfang zu nehmen. Vor ihr spazierte der kleine Carlos, ihr fünfjähriges Söhnchen, wie eine Miniaturausgabe des großen Amazonas herausgeputzt, stolz wie ein Spanier, schweigsam auf und ab. Zur Seite stand, die Flinte in der Hand, vier Pistolen im Gürtel, der „Schrecken der Lüfte", Amazonas, und warb mit romanischem Akzent: „Wer will die Wunder aller Schützenkunst mit eigenen Augen schauen? Ich treffe, ohne hinzusehen. Ich schieße mit verbundenen Augen. Am Boden liegend, schieße ich nach rückwärts!"

Die Leute strömten in das Zelt, heute war ja der letzte Tag des Jahrmarkt.

„Morgen ist alles vorüber." Der Girgel seufzte. Sehnsüchtig stand er an der Zeltwand und lebte die ganze Vorstellung da drinnen mit. Jeden Schuß kannte er, das Beifallsgemurmel der Menge, die Aufeinanderfolge der Kunststücke, die großsprecherischen Erläuterungen, die Amazonas dazu gab. Und jetzt der Schluß, wie immer: „Die Vorstellung ist zu Ende, meine Herrschaften. Sie sollen aber noch eine Zugabe haben: den Tell-Schuß! Sie kennen doch die Sage von Wilhelm Tell, der seinem Sohne den Apfel vom Kopf heruntergeschossen haben soll? Das ist natürlich nie geschehen, sondern nur eine Sage. Und selbst wenn Tell diesen Schuß getan hätte, so wäre das keine Kunst gewesen, denn Tell hatte auf den Apfel gesehen. Ich aber, der beste Schütze von ganz Amerika, ich übertrumpfe diesen sagenhaften Tell. Ohne hinzusehen, mit dem Rücken gegen das Ziel, schieße ich die Flamme einer brennenden Kerze aus, und diese Kerze — auf dem Kopfe meines Kindes. Carlos, hierher! Zeige den Herrschaften, wie du furchtlos der Kunst deines Vaters vertraust! Doch vorher werden dir die verehrten Herrschaften noch ein kleines Belohnungsgeschenk zukommen lassen."

Carlos, der herzige Kleine, schritt nun stolz zu den Zuschauern, sammelte in des Vater großen, breitkrempigen Hut. Kein Lächeln, nur „Gracias!" sagte er leise und lauter, geldkennerisch je nach dem Wert der Gabe abgestuft. Nun klangen die Geldstücke aus dem Hut in die Kassette. Carlos wurde auf den Stuhl gestellt. Die bleiche Heldenmutter legte ihm den Holzklotz, in dem die Kerze steckte, auf den Kopf, streifte ein Zündholz an, das Licht flammte auf. Amazonas legte sich, vom Ziel abgewandt, auf den Boden, hob die Flinte über den Kopf, Rodrigo kommandierte: „Uno! Dos! Tres!" — der Schuß krachte. Gleichzeitig schrillte ein Schrei auf, der Entsetzensschrei einer Frauenstimme.

Girgel schrak zusammen. Was war geschehen? Hatte der Schütze heute sein Ziel verfehlt? Das Jahrmarktsvolk drängte nach dem Zelteingang, von innen stürzten die Zuschauer heraus, aufgeregt und leichenblaß, einige Frauen wurden ohnmächtig herausgetragen. Was war geschehen?

In all dem Tumult bemerkte Girgel plötzlich, wie eine verdächtige Frauensperson sich zur Zeltwand, an der er stand, hindrängte. Zwischen dem Zelttuch kam eine Hand zum Vorschein, zwei Hände, die etwas heraus reichten. Nur einen Augenblick wurde Rodrigos Kopf sichtbar — in Hast suchte die Person schon das Weite. An sich preßte sie — die schlangenhautbezogene Geldkassette. Girgel setzte ihr nach — er hatte sofort begriffen. Sie war es, die im Zelt den Schreckensschrei ausgestoßen hatte, um die Leute glauben zu machen, Amazonas habe sein Kind getroffen, damit sie in der allgemeinen Verwirrung mit dem von ihrem Geliebten gestohlenen Geldschatz fliehen könne. Sie kam nicht weit. Girgel packte sie mit sehr unritterlichem Griff, entriß ihr die Kassette, und unter dem Hallo der Menge brachte er sie der sich verzweiflungsvoll gebärdenden „Schrecken der Lüfte"-Familie zurück. Ein Schutzmann folgte, die empört keifende Diebin am Arm, und suchte ihre noch schlechtere Hälfte — Rodrigo hatte sich aber bereits aus dem Staube gemacht.

So endete der Jahrmarkt von Unter-Tipfelshausen, und mit ihm fand auch Girgels Liebe ein Ende. Denn so ehrenvoll ihn Amazonas auch vor allem Volk belobte und sich in schönrednerischen Dankesausbrüchen erschöpfte — Dona Ines hatte in der Angst um all ihr Hab und Gut den unbequemen Hut herab gerissen, an dem die schwarze Haarpracht festgeheftet war, und nun stand sie da, getröstet lächelnd zwar, aber nur mit einem verrauften, ungepflegten, schütteren, schlichten Bubikopf.

Doch Carlos, der stolze kleine Spanier, krähte fröhlich: „Göj, Muatta, jetz kaufst mir an Radi und a Wurscht!"



* **Unhöflich.** Er (nach einer Pause): „Was sagten Sie, wie alt Sie sind?" — Sie (höflich): „Ich sagte darüber noch nichts; doch ich habe jetzt gerade das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht." — Er: „Was hat Sie denn eigentlich so lange aufgehalten?"

*

* **Familienidyll.** „Nun, wie geht es Ihnen?" — „So lala. Mein Holzbein verursachte mir noch ab und zu kolossale Schmerzen!" — „Was, Ihr Holzbein?" — „Nu ja, meine Alte hat mich damit so furchtbar geschlagen!"

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann** T. z o. p., beide in Bromberg